

Wenn Philipp Auerbach sich an diesem Abend Vorwürfe gemacht haben sollte, dann wohl, dass er bisweilen doch daran geglaubt hatte, man werde ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen. Nur darum hatte er den Vorsitzenden Richter in seinen letzten Worten vor der Urteilsverkündung für sein Verhalten um Entschuldigung gebeten. Während des Prozesses hatte er oft reagiert, mal ironisch, mal aufbrausend, wenn ihm die Vorwürfe des Staatsanwalts oder die abwertenden Bemerkungen des Landgerichtsdirektors unerträglich geworden waren. Aber er hatte bis zu diesem Augenblick seinen Glauben an den deutschen Staat und seine Institutionen noch nicht ganz verloren und darum am Ende der Verhandlungstage versöhnlich geklungen.

Er hatte die letzten Jahre überhaupt nur deswegen im Land der Täter bleiben können, statt wie seine erste Frau und die gemeinsame Tochter nach Amerika auszuwandern, weil er auf einen Neubeginn im Guten vertraute. Die beiden hatten ihn angefleht, zu ihnen nach New York zu ziehen. So wäre die Familie nach den langen Zeiten der Angst umeinander wieder vereint gewesen. So hätten die Qualen von Krieg, Konzentrationslager und Flucht ein gutes Ende finden können.

Er aber hatte es abgelehnt, Deutschland zu verlassen. Für seine Ex-Frau Martha und ihre inzwischen 18-jährige Tochter Helen hingegen war es unvorstellbar, in das Land zurückzukehren, dessen Mörder sie knapp entkommen waren. Philipp Auerbach nahm es auf sich, Frau und Tochter zu enttäuschen. Nur so konnte er etwas wie Wiedergutmachung für andere erstreiten: für jene, die wie er Überlebende waren, aber nicht so gut ausgebildet, so durchsetzungsfähig, so geschickt und nicht so stark. Das sah er als seine Bestimmung an. Darum hatte er schließlich 1947 in die Scheidung eingewilligt, auf dass seine erste Familie und er getrennte Wege gehen konnten.

Wenn er sich an diesem Abend Vorwürfe gemacht haben sollte, dann vermutlich den, dass er geglaubt hatte, nach der Katastrophe

gäbe es Läuterung, Besinnung, einen Neuanfang. Schon vor sechs Jahren hätte ihm in Düsseldorf klar werden müssen, dass er einer Illusion nachhing. Stattdessen hatte er sich nach dem Ärger am Rhein in die Arbeit in München gestürzt, überzeugt davon, seinen Beitrag zu leisten, damit weder Krieg noch Massenmord je wieder eine Zukunft hätten. Er hatte sich mehr zugemutet, als Herz und Nieren vertrugen. Mehr, als die Ärzte für zumutbar hielten. Hätte es eine Alternative zu dieser Aufgabe gegeben? Nein, die gab es nicht. Er sah sie nicht. Er wollte sie nicht.

Zu Beginn des Prozesses im April 1952 hatte Auerbach nicht glauben wollen, dass die Richter imstande sein würden, ihn so herablassend zu behandeln. Und doch kann man die Heftigkeit seiner Reaktionen während mancher Verhandlungstage als Ausdruck von Zweifel deuten. Welchen Grund sollte einer wie er auch haben, dem deutschen Justizsystem, überhaupt einer deutschen Ordnungsmacht zu trauen? Ehemalige Mitglieder von NSDAP und SA saßen über ihn zu Gericht. Den Anwälten war es nicht gelungen, Richter und Staatsanwälte - alle Parteigenossen - wegen Besorgnis der Befangenheit vom Prozess gegen einen jüdischen Funktionär und KZ-Überlebenden auszuschließen. Ob der Vorsitzende des Landgerichts und seine Beisitzer überzeugte Nazis gewesen oder der Partei aus Karrieregründen beigetreten waren, spielte dabei keine Rolle. Sie waren offensichtlich nicht willens oder in der Lage, sich der Ungeheuerlichkeit dieses Aufeinandertreffens von Tätern und Opfer zu stellen.

In den sieben Jahren seit Ende des Krieges war Auerbach klar geworden, dass sich viel weniger geändert hatte, als Politiker und Beamte die Alliierten und das gesamte Ausland glauben machten. Wenn Deutsche nicht heimlich beklagten, dass sie den Krieg verloren, ja dass sich überhaupt etwas geändert hatte, wollten sie gründlich vergessen und in einen Alltag ohne bedrohliche Fragen

zurückkehren. Jeder Prozesstag sollte Philipp Auerbach in dieser Ansicht bestärken.

Das Urteil hatte ihn dennoch nicht bloß überrascht, es hatte ihn erschüttert. Bis dahin war er seinen Verfolgern stets irgendwie entkommen, der Gestapo in Belgien, in Frankreich und in Deutschland, der SS in Auschwitz, Groß-Rosen und Buchenwald. Nun, da alles endlich überstanden war, kam es zum ersten Mal anders.

Philipp Auerbach hatte nicht vorhergesehen, dass Staatsanwalt und Richter über ihn befanden wie über einen gewöhnlichen Verbrecher. Wie über einen gemeinen Betrüger oder skrupellosen Erpresser, der auf seinen eigenen Vorteil bedacht war. Sie sprachen ihm ab, etwas Großes versucht zu haben. Klein in den zahllosen einzelnen Taten, groß angesichts der Ungeheuerlichkeit der Shoa.

Deren Überlebende waren in erbärmlichem Zustand zu ihm und seiner Behörde gekommen. Hunderte an manchen Tagen. Körperlich am Ende, seelisch zerstört, mitunter noch lange nach Kriegsende in der gestreiften Kleidung der Lager, die meisten ohne feste Bleibe und ohne Perspektive. Viele besaßen nicht mal mehr einen Koffer, in dem sie irgendwelche Habseligkeiten hätten verstauen können. Doch selbst wenn sie den Dreck, in dem sie gehaust hatten, von ihrer Haut abgewaschen hatten, wenn sie sich aus Kleiderspenden mit einem Anzug, einer Bluse, einer Hose, einem Mantel hatten bedienen können, bevor sie zu Auerbachs Behörde gingen; selbst wenn sie die Sträflingskleidung abgelegt hatten, blieben ihre Seelen doch weiter verkrustet. Ihnen zu helfen, unkonventionell wenn nötig, schien Philipp Auerbach das einzig Angemessene. Egal wie. Nur so hatte jüdisches Leben in Deutschland vielleicht eine Zukunft.

Aus diesem Grund hatte er fünf Jahre zuvor den Posten als »Staatskommissar für rassistisch, politisch und religiös Verfolgte« in Bayern angenommen. Indirekt leistete er damit zugleich Hilfe für die Täter. So könnten sie ein wenig von ihrer Schuld sühnen.

Die Deutschen hätten ihm dafür dankbar sein müssen, dass er sich um diese Überlebenden der Lager kümmerte. Seit Ende des Krieges nannte man sie gemeinhin DPs, *Displaced Persons*, Heimatlose. Sie selbst nannten sich nach dem Buch Esra »She'erit Hapletah«, den Rest der Überlebenden. Philipp Auerbach war für das Volk der Massenmörder und Helfershelfer der Wegbereiter zurück in die Zivilisation gewesen, zur Wiederaufnahme in die Menschheit. Statt ihm dafür zu danken, zerrten sie ihn vor Gericht.

Irgendwann an diesem Abend des 14. August in München muss Philipp Auerbach zu dem Schluss gekommen sein, nach dem Urteil sei der Tod das einzig Richtige. Die letzte Konsequenz. Mit gerade mal 45 Jahren. Ein anderer Tod als jener, dem er nur knapp entronnen war, vor gar nicht langer Zeit. Ein Tod von eigener Hand. Nicht dass er den Sieg über den Tod vor ein paar Jahren nicht gewürdigt hätte. Ja, er hatte sogar seine Energie daraus gezogen, diesem Tod entgangen, seinen Peinigern entkommen zu sein, und hatte sich bei weitem nicht so gelähmt gefühlt, so geschwächt, so verzweifelt, so hoffnungslos und so schuldig wie viele andere, die Ähnliches erlebt und sein Büro aufgesucht hatten.

Aber der Tod im Lager durch Hunger, durch Kälte, durch Krankheit wäre nicht dasselbe gewesen, ebenso wenig der direkte im Gas oder durch eine Kugel. Er hatte damals gesehen, wie andere Gefangene dem Schrecken ein Ende setzten und in den Stacheldrahtzaun hineinliefen, bis die Schüsse der Wachleute oder der Stromschlag sie erlösten. Bevor er auf der Pritsche trotz des vor Hunger schmerzenden Magens und der beißenden Kälte endlich eingenickt war, hatte auch Philipp Auerbach womöglich manchmal daran gedacht, dem Leid auf diese Weise zu entkommen.

Nein, dieser Tod am Abend der Urteilsverkündung sollte anders sein, auch wenn das Ergebnis dasselbe wäre: ewige Ruhe. Er hatte beschlossen, sich das Leben zu nehmen. In den letzten Monaten hatten seine Kräfte nachgelassen, der Blutdruck, der Zucker, die

Nierensteine ihm arg zugesetzt. Aber sein Entschluss hatte nicht bloß mit der schwindenden Energie zu tun. Nein, dieser Tod sollte zugleich ein letzter Akt sein. Ein Schlußstrich. Eine Befreiung. Eine Anklage.

Und so machte er sich, nachdem die Tür zu seinem Krankenzimmer ins Schloss gefallen war, ans Werk. Darum hatte er Schwester Kanuta zu verstehen gegeben, dass er länger als üblich würde schlafen wollen. Auch diese Vinzenterin, in ihrer Ordenstracht mit der Flügelhaube die Verkörperung von Ruhe und Verständnis, eine altmodisch bayerisch-katholische Insel der Sicherheit in den vergangenen Monaten, hatte ihn mit ihrer religiösen Zuversicht nicht mehr erreichen können. Philipp Auerbach schrieb nun einen Brief an seine Anwälte und die Nachwelt und einen zweiten an seine Familie.

Nachdem er die Schlaftabletten geschluckt und mit Wasser heruntergespült hatte, fiel sein letzter Blick vielleicht noch einmal auf das Blatt, das er neben das Bett gelegt und mit einem Füllfederhalter beschwert hatte. Dicht dabei die leeren Röhrrchen des Schlafmittels. »Mein Blut komme auf das Haupt der Meineidigen!« endete der mit Tinte geschriebene Brief. Ein alttestamentarischer Fluch – das sollten seine letzten Worte sein.⁷

Während auf dem Krankenhausflur die Geräusche verstummten, verlor Philipp Auerbach allmählich das Bewusstsein.